Kant's Rassentheorie und ihre bleibende Bedeutung

o

Kants Rassentheorie
und ihre bleibende Bedeutung

Ein Nachtrag

zur Kant-Gedächtnisfeier

von

Dr. Theodor Elsenhans

Privatdozent der Philosophie in Heidelberg

Leipzig

Verlag von Wilhelm Engelmann

1904

Vorwort.

Die folgende Schrift entstand aus dem Wunsch, unter den vielen Schriften zu Kants Gedächtnis auch seine naturwissenschaftliche Bedeutung, und zwar an einem bestimmten, dem Interessenkreis der Gegenwart besonders naheliegenden Punkte, zur Geltung zu bringen.

Ursprünglich als eine kurze Darstellung des Kantischen Begriffs der Rasse geplant, die auch Fernerstehenden die bleibende Bedeutung Kants als Naturforscher und seiner Abhandlungen über diese Frage verständlich machen sollte, führte sie zur Erörterung verschiedener teils Kants Stellung zu der Frage, teils die Behandlung des Rassenproblems überhaupt betreffender Punkte, die auch für den Fachmann einiges Interesse haben dürften. Es mag dies z. B. für die Ausführungen über Kants Stellung zur Entwicklungslehre, über das Verhältnis der Rasse zu Gattung, Varietät und Art, über logische Systematik und Klassifikation nach Lebensfunktionen, sowie über Mechanismus und Teleologie zutreffen.

Findet sich daneben mancherlei Bekanntes, so möge dies in dem Ursprung der Schrift seine Entschuldigung finden, die an diesem kleinen Beispiel zeigen wollte, wie selbst die an Erfolgen überreiche naturwissenschaftliche Forschung eines Jahrhunderts die Lebensarbeit auch des Naturforschers Kant noch nicht entwertet hat.

Heidelberg, im Juli 1904.

Theodor Elsenhans.

Inhaltsverzeichnis.

I. Kant als Naturforscher und Anthropologe und seine Schriften zur Rassenfrage.

Es gehört zur Universalität des großen Philosophen, dessen hundertjährigen Todestag am 12. Februar 1904 die deutsche Philosophie der Gegenwart, nach einem Jahrhundert noch — oder vielmehr aufs neue — unter dem Einfluß seines genialen Denkens stehend, festlich beging, daß auch die Naturwissenschaft ihm die reichste Förderung verdankt.

Waren ja doch die ersten beiden Jahrzehnte seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit fast ausschließlich naturwissenschaftlichen und mathematischen Forschungen gewidmet. Der Mann, den viele nur als den abstraktesten unter den abstrakten Denkern sich vorstellen können, der gelegentlich als typisches Beispiel für die praktische Unbrauchbarkeit und Unlesbarkeit philosophischer Arbeiten angeführt wird, beschäftigt sich unter eingehender Berücksichtigung der Naturwissenschaft seiner Zeit mit einer Theorie der Winde, mit der Frage, ob die Erde veralte, mit der Veränderung der Achsendrehung der Erde, mit den Ursachen des Erdbebens, einer Frage, die ihm durch das große Lissaboner Erdbeben von 1755 nahegelegt ist. Er hält vielbesuchte, auf Welt- und Menschenkenntnis und auf eingehendes Studium der Länder- und Völkerkunde gegründete Vorlesungen über »physische Geographie«, deren Ruf sich weiter und weiter ausbreitet und die unter anderem den preußischen Minister von Zedlitz veranlassen, Kant um ein gut geschriebenes Manuskript

derse , anzugehen[1]). Und auf allen diesen Gebieten erweist sich Kant als der gediegene Kenner und weitblickende Forscher, der, wo er auch einsetzt, das Verständnis der Naturerscheinungen durch neue Gesichtspunkte zu fördern weiß. Wenn wir von der Höhe der beispiellosen Entwicklung, welche das letzte Jahrhundert der Naturwissenschaft gebracht hat, geneigt sind, mitleidig auf manche tastende Versuche der Vergangenheit herabzusehen, so sollte dies die Anerkennung der Verdienste nicht hindern, welche sich mit anderen Großen Kant um die Erreichung dieses Ziels erworben hat.

1. Aus der »allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels«.

Hätte er auch nicht der Naturforschung durch seine Erkenntniskritik erst die Bahn frei gemacht, ihre Verquickung mit metaphysischen Spekulationen im Prinzip endgültig gelöst, die naturwissenschaftlichen Grundbegriffe einer scharfsinnigen Zergliederung unterworfen, so würde allein seine »Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels« von 1755 hinreichen, ihm einen der ersten Plätze in der Geschichte der Naturwissenschaft anzuweisen. Die Art, wie er hier das Programm einer rein mechanischen Erklärung des ganzen Weltgebäudes entwarf und in einer Weise durchführte, daß die Grundzüge seiner Theorie in der Form der »Kant-Laplace'schen Hypothese« bis zum heutigen Tage maßgebend geblieben sind, zeigt seine Genialität als Naturforscher im hellsten Lichte. Zunächst blieb allerdings infolge widriger Umstände das großartige Werk Jahrzehnte lang fast völlig unbekannt, so daß Laplace 40 Jahre nachher ohne Kenntnis der Priorität Kants

1) Vgl. den Brief Zedlitzens an Kant vom 21. Febr. 1778. (Ausg. der Preuß. Akad. d. Wissensch. Bd. X, 207.)

in seiner »Exposition du système du monde« von 1796 eine Theorie mit denselben Grundgedanken entwickeln konnte und erst 1845 durch Alex. Humboldts Kosmos die Aufmerksamkeit weiterer Kreise wieder auf dasselbe gelenkt wurde.

Vom anthropologischen und biologischen Standpunkt aus sind aus dieser Schrift zwei Punkte bemerkenswert, von denen der eine der in der Vorrede erörterten Methode, der andere den letzten kühnsten Folgerungen angehört und die beide wegen einer mittelbaren Beziehung zu Kants Rassentheorie unser Interesse verdienen.

Neben den Bedenken der Verteidiger der Religion, welche befürchteten, daß eine Erklärung des Weltbaues aus der blinden Mechanik der Naturkräfte die göttliche Regierung überflüssig machen möchte, ist es der Einwand der inneren Schwierigkeit dieses Unternehmens, von welchem Kant Vorurteile gegen seine Untersuchung befürchtet. Aber dieser Einwand ist völlig unbegründet. Gerade der Ursprung des Weltsystems und die Erzeugung der Himmelskörper, samt den Ursachen der Bewegungen ist dasjenige, was man am ersten gründlich einzusehen hoffen darf, da die Himmelskörper als runde Massen von der einfachsten Bildung mit ihren unvermischten Bewegungen im leeren Raum und den ungemein großen Zwischenräumen, die sie von einander absondern, sich auf die leichteste und deutlichste Weise auf mechanische Ursachen müssen bringen lassen. Man könnte daher in gewissem Verstande ohne Vermessenheit sagen: »Gebt mir Materie, ich will eine Welt daraus bauen!« Kann man aber wohl auch von den geringsten Pflanzen oder einem Insekte sich solcher Vorteile rühmen? Ist man imstande zu sagen: »gebt mir Materie, ich will euch zeigen, wie eine Raupe erzeugt werden könne? Bleibt man hier nicht bei dem ersten Schritte, aus Unwissenheit der wahren inneren Beschaffenheit des Objekts und der

Verwickelung der in demselben vorhandenen Mannigfaltigkeit, stecken? Man darf es sich also nicht befremden lassen, wenn ich mich unterstehe zu sagen: daß eher die Bildung aller Himmelskörper, die Ursache ihrer Bewegungen, kurz, der Ursprung der ganzen gegenwärtigen Verfassung des Weltbaues werden können eingesehen werden, ehe die Erzeugung eines einzigen Krauts oder einer Raupe, aus mechanischen Gründen, deutlich und vollständig kund werden wird«[1]. Wir sehen hier schon den scharfen Schnitt, welchen Kant zwischen der mechanisch erklärbaren anorganischen Welt und der aus mechanischen Ursachen nicht völlig ableitbaren Welt des Organischen macht und der hier nach der negativen Seite hervortritt. Die weitere Entwicklung seines Denkens führt ihn zur vollen Herausarbeitung auch der positiven Seite dieses Standpunkts für die organische Welt, indem für diese der Zweckbegriff, die teleologische Betrachtung entscheidend wird. Es wird sich zeigen, wie dieser Gesichtspunkt seine Auseinandersetzung mit den Einwänden G. Forsters gegen seine Rassentheorie beherrscht.

Noch ein zweiter scheinbar fernliegender und in der Regel mehr dem Gebiete der Phantasie als dem der Wissenschaft zugerechneter Punkt ist es, welcher in dieser bedeutendsten der naturwissenschaftlichen Schriften Kants zu seiner Rassentheorie in indirekter Beziehung steht. Er findet sich im Anhang, der »von den Bewohnern der Gestirne«[2] handelt. Es ist nach Kant zwar nicht gerade notwendig zu behaupten, alle Planeten müßten bewohnt sein, es wäre aber eine Ungereimtheit, dies in Ansehung aller oder auch nur der meisten zu leugnen. »Was für Verhältnisse,« fragt dann Kant, »werden nun unter den verschiedenen Arten dieser Einwohner, durch

1) Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels. Kants sämtliche Werke, herausgegeben von Rosenkranz. VI, 54.

2) a. a. O., S. 205 ff.

die Beziehung ihres Ortes in dem Weltgebäude zu dem Mittelpunkte, daraus sich die Wärme verbreitet, die alles belebt, verursacht werden?«[1]) und er kommt zu dem Ergebnis, daß der Stoff, woraus die Einwohner verschiedener Planeten, ja sogar die Tiere und Gewächse auf demselben gebildet sind, überhaupt um desto leichterer und feinerer Art, und die Elastizität der Fasern, samt der vorteilhaften Anlage ihres Baues, um so vollkommener sein müssen, je weiter sie von der Sonne abstehen. Und da die geistigen Fähigkeiten eine notwendige Abhängigkeit von dem Stoffe der Maschine haben, welche sie bewohnen, so können wir mit mehr als wahrscheinlicher Vermutung schließen, »daß die Trefflichkeit der denkenden Naturen, die Hurtigkeit in ihren Vorstellungen, die Deutlichkeit und Lebhaftigkeit der Begriffe, die sie durch äußerlichen Eindruck bekommen, samt dem Vermögen, sie zusammenzusetzen, endlich auch die Behendigkeit in der Ausübung, kurz der ganze Umfang ihrer Vollkommenheit unter einer gewissen Regel stehen, nach welcher dieselben, nach dem Verhältnis des Abstandes ihrer Wohnplätze von der Sonne, immer trefflicher und vollkommener werden«[2]). Wir gelangen so zur Vorstellung einer Stufenleiter »vernünftiger Wesen«, innerhalb welcher die menschliche Natur gleichsam die mittelste Sprosse inne hat zwischen zwei äußersten Grenzen der Vollkommenheit, zwischen den erhabensten Klassen vernünftiger Kreaturen, die den Jupiter oder den Saturn bewohnen, und den niedrigen, wie sie etwa auf den Planeten Venus und Merkur vermutet werden müssen[3]).

1) a. a. O., S. 209. 2) a. a. O., S. 214 f.

3) Wollte man dieses Phantasiegebilde weiterspinnen und die Spekulationen Kants in die moderne Wissenschaft übertragen, so hätte man, da die Spektralanalyse die Gleichartigkeit der außerirdischen Stoffe gezeigt hat und daher eine entsprechende Gleichartigkeit der Struktur der organischen Wesen vermuten läßt, der Anthropologie etwa die Aufgabe zu stellen, wie die

2. Die Menschengattung als »Rasse vernünftiger Weltwesen«.

Man mag über jenes Verhältnis der körperlichen und geistigen Anlagen der Bewohner der Gestirne zur Entfernung von der Sonne, dem allerdings Kant einen Grad der Glaubwürdigkeit zuschreibt, der »nicht weit von einer ausgemachten Gewißheit entfernt sei«, und die daraus gezogenen Folgerungen, die sich ja an verschiedenen Punkten mit den Ergebnissen der neueren Astronomie nicht mehr vereinigen lassen, denken wie man will, man wird einräumen müssen, daß Kant auch nach dieser Seite seine »Theorie des Himmels« mit Konsequenz und Kühnheit ausgebaut hat. Das Kopernikanische Weltsystem, welches den geocentrischen Standpunkt überwunden hat, ließ den anthropocentrischen auf sich beruhen. Immer noch steht für das Denken der Neuzeit — abgesehen von vorübergehenden Anwandlungen astronomisch-universeller Betrachtungsweise — im Mittelpunkt des Weltalls der Mensch. Kants naturwissenschaftliches und doch in der Universalität seiner Folgerungen auch hier echt philosophisches Denken führt ihn darüber hinaus[1]). Von hier aus erscheint ihm die »Menschengattung« selbst als eine Spezies vernünftiger Erdwesen, die in Vergleichung mit denen auf anderen Planeten »auch Rasse genannt werden kann«[2]). Er schildert[3]) den Charakter dieser Spezies und stellt die Frage, ob sie als eine gute

Organisation außerirdischer Wesen von derselben Zusammensetzung durch die von der Erde abweichenden Bedingungen besonders des Lichts, der Wärme und der Schwere (repräsentiert z. B. durch die Fallhöhe eines Körpers in der ersten Sekunde: beim Mars 1,9, bei der Erde 4,9, beim Jupiter 10,9 m?) modifiziert werden müßte!?

1) Die Bedeutung, welche Kants Begriff »vernünftiger Wesen« für sein System überhaupt hat, hoffe ich an anderer Stelle zeigen zu können.

2) In der »Anthropologie in pragmatischer Hinsicht«: »Grundzüge der Schilderung des Charakters der Menschengattung«. Ausg. von Rosenkranz, VII. 274. 3) a. a. O., VII, S. 272 ff.

oder schlimme Rasse anzusehen sei. Daß nicht viel damit zu prahlen sei, gehe schon daraus hervor, daß in unserer Rasse jeder es geraten finde, auf seiner Hut zu sein und sich nicht ganz erblicken zu lassen, wie er ist; was schon den Hang, übel gegen einander gesinnt zu sein, verrate. Es könnte ja wohl sein, daß auf irgend einem anderen Planeten vernünftige Wesen wären, die nicht anders als laut denken könnten, d. i. im Wachen, wie im Träumen, sie möchten in Gesellschaft oder alleine sein, keine Gedanken haben könnten, die sie nicht zugleich ausspráchen. »Was würde das für ein von unserer Menschengattung verschiedenes Verhalten gegen einander, für eine Wirkung abgeben? Wenn sie nicht alle engelrein wären, so ist nicht abzusehen, wie sie nebeneinander auskommen, einer vor dem andern nur wenig Achtung haben und sich miteinander vertragen könnten«[1]). Diese köstliche Charakteristik der Menschengattung als einer »Rasse vernünftiger Weltwesen« stellt allerdings eine Erweiterung des Rassenbegriffs nach oben dar, welche die Schwierigkeiten der Begriffsbestimmung unnötig vermehren würde. Auch Kants eigener späterer Rassenbegriff paßt darauf nicht. Aber die erwähnten Bemerkungen sind ein Zeugnis für die universelle Betrachtungsweise, die ihn auch in seiner Anthropologie leitete.

Gehen wir noch kurz auf die Weiterentwicklung seiner Arbeit auf diesem Gebiete ein, in welcher dann auch seine eigentliche Theorie der Menschenrassen ihre Stelle fand.

3. Die Weiterentwicklung der Anthropologie.

Das Interesse für Anthropologie, das schon in Kants Naturgeschichte des Himmels sich gelegentlich äußert, tritt im Laufe seiner weiteren Entwicklung immer mehr hervor. Mehr

1) a. a. O., VII, 275.

und mehr wird das Thema, das ihn als Philosophen in erster Linie fesseln muß, das er aber zunächst als Naturforscher behandelt, zum beherrschenden: der Mensch. In eigenartiger Weise macht sich dies in der allmählichen Umgestaltung seiner im Wintersemester 1755/56 begonnenen[1]) Vorlesungen über »Physische Geographie« bemerkbar. Schon der Entwurf dieser Vorlesung von 1757 geht über den jetzt herrschenden naturwissenschaftlichen Begriff der physischen Geographie hinaus. Sie dient zugleich dem Zwecke, der akademischen Jugend, »die so früh vernünfteln lernt, ohne genugsame historische Kenntnisse, welche die Stelle der Erfahrenheit vertreten könnte, zu besitzen«, Welt- und Menschenkenntnis beizubringen. Er will daher Tierreich, Pflanzenreich, Mineralreich zuerst in der natürlichen Ordnung der Klassen vortragen und zuletzt in geographischer Lehrart alle Länder der Erde durchgehen, »um die Neigungen der Menschen, die aus dem Himmelsstriche, darin sie leben, herfließen, die Mannigfaltigkeit ihrer Vorurteile und Denkungsart, insofern dieses alles dazu dienen kann, den Menschen näher mit sich selbst bekannt zu machen, einen kurzen Begriff ihrer Künste, Handlung und Wissenschaft, eine Erzählung der oben schon erklärten Landesprodukte an ihren gehörigen Orten, die Luftbeschaffenheit usw., mit einem Worte, alles was zur physischen Erdbetrachtung gehört, darzulegen«[2]).

Es schwebt ihm eine vergleichende Anthropogeographie vor, welche als Bestandteil der physischen Geographie den Menschen unter dem unmittelbaren Einfluß der Natur darstellen soll. Mit der gesteigerten Berücksichtigung dieses anthropologischen Elements gelangt dann Kant in dem zur

1) E. Arnoldt, Kritische Exkurse im Gebiete der Kantforschung. 1894. S. 286.

2) E. Arnoldt, a. a. O., S. 319 f., vergl. auch B. Erdmann, Reflexionen Kants zur kritischen Philosophie. I. Band, 1882, S. 39 ff.

Ankündigung der Vorlesungen über physische Geographie im Sommerhalbjahr 1775 veröffentlichten Programm »Von den verschiedenen Rassen der Menschen«, das uns noch näher beschäftigen wird, zur Idee eines Ganzen systematischer Weltkenntnis, das vor allem dazu dienen soll, »allen sonst erworbenen Wissenschaften das Pragmatische zu verschaffen, dadurch sie nicht bloß für die Schule, sondern für das Leben fruchtbar werden« und das zwei Hauptteile hat, die Natur und den Menschen. Von der physischen Geographie scheidet sich nun die Anthropologie als Gegenstand besonderer Vorlesungen. Als der erste Gelehrte in Deutschland hat damit Kant die Anthropologie zu einer selbständigen akademischen Disziplin erhoben.

Freilich, was er darunter verstand, ist nicht identisch mit dem, was jetzt in der Regel als Anthropologie bezeichnet wird. Es ist bedingt durch den Zweck der Welt- und Menschenkenntnis und zeichnet sich mehr durch Feinheit der Beobachtung und Charakteristik der einzelnen Menschenklassen, Moden, Sitten usw., als durch Neuheit der Ergebnisse aus. Dies gilt auch von der wohl bereits gegen Ende 1773 geplanten[1]), aber erst 1798 von dem einundsiebzigjährigen ausgeführten Veröffentlichung dieser Disziplin in der »Anthropologie in pragmatischer Hinsicht«, dem letzten von Kant selbst noch besorgten Werke, das die Spuren des Alters bereits deutlich an sich trägt, und in der er sich ausdrücklich die Aufgabe stellt, nicht eine »physiologische Menschenkenntnis zu geben, welche sich mit der Erforschung dessen beschäftigt, was die Natur aus dem Menschen macht«, sondern eine »pragmatische«, welche auf das geht, »was er als freihandelndes Wesen aus sich selber macht, oder machen kann und soll«[2]). In der Hauptsache

1) B. Erdmann, a. a. O., I, 53. 2) Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, Kants sämtl. Werke. Ausg. von Rosenkranz, VII, 3.

enthält sie eine Zusammenstellung von Kants Forschungen zur empirischen Psychologie, die zum Teil bereits in seinen Hauptwerken eine ausführlichere und bessere Darstellung gefunden hatten.

4. Die Schriften zur Rassenfrage.

Die einzigen im engeren Sinne anthropologischen Arbeiten, die Kant veröffentlicht hat, als wissenschaftliche Leistungen ungleich bedeutender als jene Anthropologie, sind die Abhandlungen über die Menschenrassen. Die erste derselben »Von den verschiedenen Rassen der Menschen« erschien 1775 als die einzige Veröffentlichung Kants innerhalb jenes nach außen scheinbar tatlosen, in Wirklichkeit aber von rastloser Geistesarbeit erfüllten Zeitraums von 1770—1781, der die Grundlagen einer weltumspannenden Geistestat, seiner Kritik der reinen Vernunft, zur Reife brachte. Aus dem Bedürfnis, den in der ersten Abhandlung zugrunde gelegten, aber noch nicht sorgfältig genug bestimmten Begriff der Menschenrasse genauer zu umgrenzen und seine Theorie gegen Mißverständnisse zu schützen, entstand die 1785 veröffentlichte Abhandlung: »Bestimmung des Begriffs einer Menschenrasse«. Als gegen diese in der Berliner Monatsschrift erschienene Arbeit der bekannte Naturforscher und Reisende Georg Forster im »Deutschen Merkur«[1]) Einwürfe prinzipieller Art erhob, die sich besonders gegen die Einführung und Verwertung des Zweckgedankens richteten, sah sich Kant veranlaßt, zum drittenmal in dieser Sache das Wort zu ergreifen und erwiderte im »Deutschen Merkur« 1788 mit dem inhaltsreichen Aufsatz »Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie«, der ebenfalls dem weitaus überwiegenden

1) Oktober und November 1786.

Teile seines Inhalts nach sich mit dem Rassenbegriff beschäftigt[1]).

Die Rassenfrage hat seither unter dem Einfluß der weltgeschichtlichen Entwicklung ein ganz anderes Gesicht gewonnen als vor einem Jahrhundert. Sie ist für den Historiker einer der wichtigsten Faktoren geworden, mit denen er rechnet, sie bedeutet für die anthropologische Forschung eines der großen Probleme, und sie ist im Völkerwettbewerb der Gegenwart die Formel, die mehr und mehr sich anschickt, die leidenschaftlichsten Kämpfe zu entfesseln.

Kant war es, der dem Problem eine Formulierung gab, die heute noch in allen Verhandlungen über dasselbe sich geltend macht. Auch in der speziell naturwissenschaftlichen Literatur ist sein Einfluß da und dort zu verspüren. Die eingehendste Würdigung fand seine Rassentheorie bald nach ihrer Veröffentlichung in dem wenig bekannten Werke von Christoph Girtanner[2]), der den von Kant aufgestellten Grundsatz als ein allgemeines Gesetz für die ganze organisierte Natur durchzuführen versucht. Dieser Versuch ist deshalb nicht ohne Bedeutung, weil er zeigt, wie fruchtbar Kants Prinzip der Naturgeschichte, das auch in der Rassentheorie zum Ausdruck kommt, für die Naturwissenschaft werden konnte, und weil er

1) Alle drei Abhandlungen finden sich im VI. Band der Rosenkranzschen Ausgabe von Kants Werken, S. 314—389.

2) Über das Kantische Prinzip für die Naturgeschichte. Ein Versuch, diese Wissenschaft philosophisch zu behandeln. Göttingen 1796. Girtanner war Arzt (nicht Dozent) in Göttingen und widmet sein Werk dem dortigen bedeutenden Theologen J. F. Blumenbach, der nach Girtanner (a. a. O. Vorrede) in der neuen Auflage seiner Schrift de generis humani varietate nativa Kants Rassentheorie berücksichtigt. Leider war mir von letzterer Schrift nur die 1. Auflage von 1776 zugänglich, in welcher Kant noch nicht genannt ist. Da Blumenbach es war, der die Zoologie von der vergleichenden Anatomie abhängig machte, so mußten ihm Kants naturgeschichtliche Ideen willkommen sein.

die aus Kants eigenen Arbeiten, wie wir sehen werden, sich ergebende Beobachtung bestätigt, daß seine ganze Betrachtungsweise bei aller Unhaltbarkeit einzelner Aufstellungen und bei aller grundsätzlichen Betonung des Zweckgedankens eine Art Anfangspunkt der Linie darstellt, die über Lamarck und Darwin zur modernen Alleinherrschaft des Entwicklungsgedankens in der Naturwissenschaft führt. Vielleicht ist es daher nicht ohne Wert für die Klärung der Grundlagen des Rassenproblems, wenn neben den Forschern und Schriftstellern, welche die umfangreiche Erörterung der Frage für die Gegenwart angebahnt haben[1]), auch der weitblickendste der deutschen Philosophen, der das Problem zuerst am richtigen Ende anfaßte, einmal wieder zum Worte kommt.

II. Kant und die Entwicklungstheorie.

Die Art, wie Kant das Rassenproblem behandelt, entspricht völlig dem neuen Programm, das er für die naturwissenschaftliche Behandlung der organischen Welt überhaupt entwirft und das ihm einen Platz unter den bahnbrechenden Forschern auf diesem Gebiet anweist.

1) Ich nenne aus der reichen Literatur nur die folgenden: Graf Gobineau, Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen, 1853. Deutsche Übersetzung in 2. Aufl., 4 Bände, Stuttgart 1897—1902. H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts, 4. Aufl., 1902. P. Kleinecke, Gobineaus Rassenphilosophie, Berlin 1902. H. Driesmanns, Rasse und Milieu, Berlin 1903. J. Denicker, The Races of Man: an Outline of Anthropology and Ethnography, London 1900; vgl. auch H. St. Chamberlain, Dilettantismus, Rasse, Monotheismus, Rom, Vorwort zur 4. Auflage der Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts, München 1903, und die dortige Auseinandersetzung mit Wilser (Politisch-Anthropologische Revue, August 1902) und Steinmetz (Vierteljahrsschr. für wissenschaftl. Philosophie u. Soziologie, 1902, Heft 1) endlich A. Ploetz, Die Begriffe Rasse und Gesellschaft, Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Jahrgang 1, S. 2 ff.

1. Naturbeschreibung und Naturgeschichte.

An die Stelle einer bloßen Aneinanderreihung und Zusammenstellung der Dinge der Natur muß ein systema naturae treten, welches aus der Idee des Ganzen die Mannigfaltigkeit der Dinge ableitet[1]), an die Stelle der bloßen Naturbeschreibung die Naturgeschichte. Gemeiniglich nimmt man zwar die Benennungen: Naturbeschreibung und Naturgeschichte in einerlei Sinn. Allein es ist klar, »daß die Kenntnis der Naturdinge, wie sie jetzt sind, immer auch die Erkenntnis von demjenigen wünschen lasse, was sie ehedem gewesen sind, und durch welche Reihe von Veränderungen sie durchgegangen, um an jedem Orte in ihren gegenwärtigen Zustand zu gelangen«. Eine wirkliche Naturgeschichte, woran es uns fast noch gänzlich fehlt, hätte die Aufgabe, uns die Veränderung der Erdgestalt, ebenso die der Erdgeschöpfe (Pflanzen und Tiere), die sie durch natürliche Wandlungen erlitten haben und »ihre daraus entsprungenen Abartungen von dem Urbilde der Stammgattung« zu lehren. »Sie würde vermutlich eine große Menge scheinbar verschiedener Arten zu Rassen eben derselben Gattung zurückführen, und das jetzt so weitläufige System der Naturbeschreibung in ein physisches System für den Verstand verwandeln«[2]). Die Naturbeschreibung reicht gar nicht aus, die tatsächlich vorliegende Mannigfaltigkeit der Abartungen zu erklären. Man muß vielmehr »eine Geschichte der Natur wagen, welche eine abgesonderte Wissenschaft ist, die wohl nach und nach von Meinungen zu Einsichten fortrücken könnte«[3]).

Die Naturgeschichte hat die Verschiedenheit und Mannig-

1) Vorlesungen über physische Geographie, VI, 426. Die folgenden Zitate der Werke Kants beziehen sich stets auf die Ausgabe seiner Werke von Rosenkranz und Schubert.

2) a. a. O., VI, 321 f.

3) Von den verschiedenen Rassen des Menschen, VI, 332.

faltigkeit der Pflanzen und Tiere durch alle Zeiten zu verfolgen und die vorkommenden Veränderungen und deren Ursachen nachzuweisen[1]). Die eigentliche Naturgeschichte muß zu einer Entwicklungsgeschichte der organischen Welt werden.

2. Die Entwicklungslehre bei Kant.

Die Andeutungen, welche Kant für die Ausführung dieses Programmes gab, zeigen, wie nahe er den Grundgedanken der modernen Entwicklungstheorie gekommen ist. Es fehlen nur die Namen Anpassung, Zuchtwahl, Vererbung, um dies völlig einleuchtend zu machen. Einzelne Ausführungen, welche er hiezu gibt, sind nicht bloß denkwürdig als erste Bausteine zu dem imposanten Lehrgebäude, welches die Naturforschung geraume Zeit nachher errichtet hat, sondern werfen auch ein Licht auf seine Betrachtungsweise der Menschenrassen. »Erwägt man z. B.,« heißt es da, »wie die verschiedenen Rassen der Hunde aus einem Stamme entsprungen sind, und welche Veränderungen sich mit ihnen, vermittelst der Verschiedenheit des Landes, des Klimas, der Fortpflanzung usw. durch alle Zeiten zugetragen haben: so wäre das eine Naturgeschichte der Hunde, und eine solche könnte man über jeden einzelnen Teil der Natur liefern, z. B. über die Pflanzen und dergleichen mehr«[2]). Die Untersuchung der Ursache der schwarzen Farbe bei den Negern führt zur Hervorhebung des Einflusses der Anpassung, der Vererbung, der Zuchtwahl. »Wie sich aber eine solche zufällige Sache, als die Farbe ist, anarten könne, ist so leicht nicht zu erklären. Man sieht indessen doch aus anderen Beispielen, daß es wirklich in der Natur in mehreren Stücken so gehe. Es ist aus der Verschiedenheit der Kost, der Luft und der

1) VI, 428.
2) Vorlesungen über physische Geographie, VI, 428.

Erziehung zu erklären, warum einige Hühner ganz weiß werden, und wenn man unter den vielen Küchlein, die von denselben Eltern geboren werden, nur die aussucht, die weiß sind, und sie zusammen tut, bekommt man endlich eine weiße Rasse, die nicht leicht anders ausschlägt. Arten nicht die englischen und auf trockenem Boden erzogenen arabischen oder spanischen Pferde so aus, daß sie endlich Füllen von ganz anderem Gewächse erzeugen? Alle Hunde, die aus Europa nach Afrika gebracht werden, werden stumm und kahl, und zeugen hernach auch solche Junge. Dergleichen Veränderungen gehen mit den Schafen, dem Rindvieh und anderen Tiergattungen vor«[1]. Wenn man daher »nach den Ursachen der mancherlei einem Volke angearteten Bildungen und Naturelle fragt, so darf man nur auf die Ausartungen der Tiere, sowohl in ihrer Gestalt, als in ihrer Benehmungsart acht haben, sobald sie in ein anderes Klima gebracht werden, wo andere Luft, Speise usw. ihre Nachkommenschaft ihnen unähnlich machen. Ein Eichhörnchen, das hier braun war, wird in Sibirien grau. Ein europäischer Hund wird in Guinea ungestaltet und kahl, samt seiner Nachkommenschaft. Die nordischen Völker, die nach Spanien übergegangen sind, haben nicht allein eine Nachkommenschaft von Körpern, die lange nicht so groß und stark als sie waren, hinterlassen, sondern sie sind auch in ein Temperament, das dem eines Norwegers oder Dänen sehr unähnlich ist, ausgeartet«[2]. Ja es fehlt nicht an der Erwähnung der Möglichkeit, durch sorgfältige Aussonderung der ausartenden Geburten von den einschlagenden endlich einen dauerhaften Familienschlag zu errichten, worauf »die Meinung des Herrn von Maupertuis« beruhte: »einen von Natur guten Schlag Menschen in irgend einer Provinz zu ziehen, worin Verstand,

1) a. a. O., VI, 614. 2) a. a. O., S. 618.

Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit erblich wären«, ein Anschlag, der nach Kants Meinung an sich selbst zwar tunlich, aber durch die weisere Natur ganz wohl verhindert ist, »weil eben in der Vereinigung des Bösen mit dem Guten die großen Triebfedern liegen, welche die schlafenden Kräfte der Menschheit ins Spiel setzen, und sie nötigen, alle ihre Talente zu entwickeln, und sich der Vollkommenheit ihrer Bestimmung zu nähern«[1]). Wir sehen, auch eine der letzten Konsequenzen der Entwicklungstheorie, die Züchtung des »Übermenschen« — freilich in einem etwas anderen als dem modernen Sinne — ist Kant nicht ganz fremd gewesen.

3. Kants Idee der Kontinuität in den Formen der Natur.

Nähert sich Kant in diesen Bemerkungen von der naturgeschichtlichen Seite der Entwicklungstheorie, so finden wir in seiner »Kritik der reinen Vernunft« vom Gesichtspunkt der Methode aus betrachtet die zusammenfassende Idee der Kontinuität in den Formen der Natur, d. h. »es gibt nicht verschiedene ursprüngliche und erste Gattungen, die gleichsam isoliert und von einander (durch einen leeren Zwischenraum) getrennt wären, sondern alle mannigfaltige Gattungen sind nur Abteilungen einer einzigen obersten und allgemeinen Gattung, und aus diesem Grundsatze, dessen unmittelbare Folge datur continuum formarum, d. i. alle Verschiedenheiten der Arten grenzen aneinander und erlauben keinen Übergang zu einander durch einen Sprung, sondern nur durch alle kleineren Grade des Unterschieds, dadurch man von einer zur andern gelangen kann«[2]). Dieses Prinzip der Kontinuität der Formen

1) Von den verschiedenen Rassen des Menschen, VI, 318.
2) Kritik der reinen Vernunft. Ausg. von Kehrbach, S. 513 f.

enthält aber allerdings nach Kant keine objektive Behauptung über die wirkliche Einrichtung der Natur, sondern nur eine Idee, die uns als leitendes Prinzip dient, um in unserer Naturerkenntnis systematische Einheit herzustellen. Die Sprossen einer solchen angeblich kontinuierlichen Stufenleiter der Geschöpfe stehen tatsächlich »viel zu weit auseinander und unsere vermeintlich kleinen Unterschiede sind gemeiniglich in der Natur selbst so weite Klüfte, daß auf solche Beobachtungen (vornehmlich bei einer großen Mannigfaltigkeit von Dingen, da es immer leicht sein muß, gewisse Ähnlichkeiten und Annäherungen zu finden) als Absichten der Natur gar nichts zu rechnen ist«[1]. Dem Prinzip der Kontinuität als bloßer »Verstandesregel für die Naturerkenntnis«, als bloßem »regulativem Prinzip«, steht daher bei Kant die tatsächliche Voraussetzung gegenüber, daß die Arten als deutlich unterscheidbare und im wesentlichen konstante Größen gegeben sind.

Was aber Kant als bloße Idee zur Vollendung des systematischen Zusammenhangs der Natur entwarf, welcher der erfahrungsmäßige Gebrauch der Vernunft nur gleichsam asymptotisch d. i. bloß annähernd folgen könne, ohne sie jemals zu erreichen[2], das hat die Entwicklungslehre in wirkliche Erkenntnis verwandelt. Die bloße Erkenntnismethode ist zum erfahrungsmäßigen Wissen, das bloß »regulative Prinzip« zum »konstitutiven« geworden. Die »systematische Einheit der Natur«, welche Kant vorschwebte, ist dadurch in diesem Punkte ihrer Verwirklichung angenähert.

Die Grundzüge aber jener Kantischen Naturauffassung sind zugleich für seine Rassentheorie maßgebend geworden.

1) a. a. O., S. 519 f.
2) a. a. O., S. 516.

III. Die Begriffsbestimmung der Rasse.

1. Die Methode der Rassenforschung.

Die Untersuchung der Menschenrassen kann nach Kant eines Prinzips nicht entbehren. Es liegt viel daran, den Begriff, welchen man durch Beobachtungen aufklären will, vorher selbst genau bestimmt zu haben, ehe man seinetwegen die Erfahrung befragt. Denn man findet in ihr, was man bedarf, nur dann, wenn man vorher weiß, was man suchen soll[1]: Georg Forster verwarf in seiner Kritik der Kantischen Abhandlung[2]) diesen Grundsatz. Er fand es mißlich, vorher ein Prinzip festzusetzen, nach welchem sich der Naturforscher im Suchen und Beobachten solle leiten lassen, und vornehmlich ein solches, das die Beobachtung auf eine dadurch zu befördernde Naturgeschichte, zum Unterschiede von der bloßen Naturbeschreibung richtete. Kant bleibt dabei, daß ohne ein leitendes Prinzip, wonach man zu suchen habe, nichts Zweckmäßiges jemals würde gefunden werden; denn Erfahrung methodisch anstellen, heiße allein beobachten. Folge doch Forster selbst der Leitung des Linnéschen Prinzips der Beharrlichkeit des Charakters der Befruchtungsteile an Gewächsen, ohne welches die systematische Naturbeschreibung des Pflanzenreichs nicht so rühmlich würde geordnet und erweitert worden sein[3]).

Es ist interessant zu sehen, wie in der Debatte über die vielgestaltige Rassenfrage auch die grundsätzlichen Erörterungen gelegentlich in derselben Weise wiederkehren. Forster wendet sich gegen Kants Forderung eines ›leitenden Prinzips‹ und

1) Bestimmung usw. VI, 335.

2) In dem oben erwähnten Aufsatz der Berliner Monatsschrift vom November 1785.

3) Über den Gebrauch teleolog. Prinzipien in der Philosophie, VI. 359 f.

sagt, eine »Naturgeschichte«, wenn man unter derselben eine Erzählung von Naturbegebenheiten, wohin keine menschliche Vernunft reicht, z. B. das erste Entstehen der Pflanzen und Tiere verstehen wollte, würde »eine Wissenschaft für Götter, die gegenwärtig, oder selbst Urheber waren, und nicht für Menschen sein«[1]).

Ein Jahrhundert später bekämpft Chamberlain die »Ursprungssucher«, die überall glauben auf Anfänge zurückgehen zu müssen, er will »sich nicht unter Gräberfunden und paläolithischen Äxten und Lautverschiebungen« herumtreiben, um dort einmal zu entdecken, »ob etwas Rasse heißen kann, und was, sondern glaubt, aus der tatsächlichen Beobachtung die beiden Begriffe der Rasse« — »einerseits als eines noch heute beweglichen Züchtungsproduktes, andererseits als eines mehr oder weniger einheitlichen, zur Edelzüchtung besonders geeigneten Menschenmaterials« — klar zu fassen und von einander unterscheiden zu können[2]). Ich glaube fast, Chamberlains Werk selbst gibt Kant recht. Wer wissenschaftliche Beobachtungen anstellt, bringt stets schon Begriffe herzu, die es ihm ermöglichen, »Erfahrung methodisch anzustellen«. Man nehme als Beispiel den Botaniker oder Zoologen, dessen auf irgend ein Objekt gerichtete Aufmerksamkeit stets von naturwissenschaftlichen Begriffen, die er auf das Objekt anwendet, geleitet ist. So wird auch derjenige, der bei dem Wort Rasse nur im allgemeinen an »gesteigerte Individualcharaktere und größere Leistungsfähigkeit« bei Tieren, Pflanzen oder Menschen denken will, schon an die Abgrenzung seines Untersuchungsgebietes mit einem mehr oder weniger bestimmten Begriff herantreten und wird daher besser tun, dem Rate Kants zu folgen und diesen Begriff mit voller Schärfe herauszustellen.

1) a. a. O., S. 360.

2) H. St. Chamberlain, Dilettantismus, Rasse, Monotheismus, Rom 1903, S. 15 ff.

2. Die Merkmale des Rassenbegriffs in seinem Verhältnis zu Gattung, Art, Varietät.

Der Versuch dieser Aufgabe zu genügen, scheitert aber häufig schon an der Vieldeutigkeit der Klassenbezeichnungen im biologischen System, die zu dem Begriff der Rasse in Beziehung gesetzt werden sollen. Die Ausdrücke Gattung, Art, Varietät, Subvarietät und dementsprechend »Rasse« werden von dem einen in diesem, von dem andern in jenem Sinne gebraucht. Welchen Weg hat Kant hier eingeschlagen?

Vorauszuschicken ist, daß Kant Gattung und Art nicht ihrer Natur nach, sondern nur »in Ansehung ihres Verhältnisses zu einander« unterschieden wissen will. Der höhere Begriff ist derjenige, der noch andere Begriffe unter sich hat, die im Verhältnis zu ihm niedere Begriffe genannt werden, heißt in Rücksicht seines niederen: Gattung, der niedere Begriff in Ansehung seines höheren: Art. Denken wir uns daher eine Reihe von mehreren einander untergeordneten Begriffen, z. B. Eisen, Metall, Körper, Substanz, Ding, so ist hier jede Spezies immer zugleich als Genus zu betrachten, in Ansehung ihres niederen Begriffes [1]).

Diese bloß logische Unterscheidung von Gattung und Art nach dem begrifflichen Verhältnis der Über- und Unterordnung fällt für die naturgeschichtliche Betrachtung dahin. In der Naturgeschichte bedeutet Gattung und Spezies dasselbe [2]). Hier handelt es sich nicht um die Schuleinteilung, die zur Naturbeschreibung gehört und die organischen Geschöpfe nach gemeinschaftlichen Merkmalen der bloßen Vergleichung unter Titel bringt, sondern um die Natureinteilung, welche eine Aufgabe der Naturgeschichte ist. Diese aber gründet sich auf das gemeinschaftliche Gesetz der Fortpflanzung. Die Einheit

1) Kants Logik, § 9—11. III, 276 f. 2) VI, 365.

der Gattungen ist nichts anderes, als die Einheit der zeugenden Kraft, welche für eine gewisse Mannigfaltigkeit von Tieren durchgängig geltend ist. Es muß daher die Buffonsche Regel, daß Tiere, die miteinander fruchtbare Junge erzeugen, so verschieden ihre Gestalt auch sein mag, doch zu einer und derselben physischen Gattung gehören, eigentlich nur als die Definition einer Naturgattung der Tiere überhaupt, zum Unterschiede von allen Schulgattungen derselben, angesehen werden. »Die Schuleinteilung geht auf Klassen, welche nach Ähnlichkeiten, die Natureinteilung aber auf Stämme, welche die Tiere nach Verwandtschaften in Ansehung der Erzeugnis einteilt. Jene verschaffen ein Schulsystem für das Gedächtnis, diese ein Natursystem für den Verstand: die erstere hat nur zur Absicht, die Geschöpfe unter Titel, die zweite, sie unter Gesetze zu bringen«[1]).

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet gehören nun alle Menschen auf der Erde zu einer und derselben Naturgattung, weil sie durchgängig miteinander fruchtbare Kinder zeugen, so große Verschiedenheiten auch sonst ihre Gestalt aufweisen mag. Die Einheit der für sie gemeinschaftlich gültigen Zeugungskraft beweist die Einheit der Naturgattung und zugleich die Möglichkeit des Ursprungs von einem einzigen Stamm. Wollte man diese Möglichkeit nicht auch als wirklich gelten lassen und also verschiedene erste Menschenstämme annehmen, so wäre man genötigt, viele Lokalschöpfungen vorauszusetzen und würde dadurch die Zahl der Ursachen ohne Not vervielfältigen[2]).

Es gibt also gar keine verschiedenen »Arten« von Menschen[3]). Ihre Abweichungen von einander, sofern sie erblich

1) VI, 315. 2) VI, 349, 316. 3) VI, 346: Eine eingehendere Auseinandersetzung darüber, »daß sich nur eine Menschengattung, nicht verschiedene Arten der Menschen auf der Erde annehmen lassen«, findet sich in einer

sind, heißen vielmehr Abartungen, während die Vererbung des Gattungstypus überhaupt Nachartung, die über die Grenze der Abartungen hinausgehende Abweichung von demselben Ausartung, die mit ihm übereinstimmende Vererbung der von beiden Seiten herstammenden Eigentümlichkeit auf die Nachkommen Anartung genannt wird. Jener Abartungen oder erblichen Verschiedenheiten der Tiere, die zu einem einzigen Stamm gehören, sind es viererlei. Sie ergeben sich aus den beiden Bedingungen, von welchen jene Abartungen abhängig sind: Verpflanzung (Versetzung in andere Landstriche) und Zeugung. Diejenigen Abartungen, welche sich sowohl bei allen Verpflanzungen in langen Zeugungen unter sich beständig erhalten, als auch in der Vermischung mit anderen Abartungen desselben Stammes jederzeit halbschlächtige Junge zeugen, heißen Rassen. So sind z. B. Neger und Weiße zwei verschiedene Rassen, weil jede derselben sich in allen Landstrichen erhält und beide miteinander halbschlächtige Kinder oder Blendlinge (Mulatten) erzeugen.

Diejenigen, welche bei allen Versetzungen in andere Erdstriche zwar das Unterscheidende ihrer Abartung beständig erhalten, aber in der Vermischung mit andern nicht notwendig halbschlächtig zeugen, werden Spielarten genannt. So sind z. B. Blonde und Brünette Spielarten der weißen Menschenrasse. Wenn sie unter sich zeugen, so behalten sie das Unterscheidende ihrer Abartung (nämlich Farbe der Haare, Haut und Augen) beständig bei. Wenn aber Blonde und Brünette sich miteinander vermischen, so sind die Kinder nicht notwendig halbschlächtig, da z. B. ein blonder Mann von einer brünetten Frau auch lauter blonde Kinder haben kann[1]).

Nachschrift von Kants Vorlesungen über »physische Geographie« aus dem Jahre 1784, vgl. Arnoldt, Kritische Exkurse im Gebiete der Kantforschung, 1894, S. 336. 1) VI, 317; 339.

Pflanzen sich die erblichen Verschiedenheiten zwar oft, aber nicht unausbleiblich fort, ohne halbschlächtige Zeugung, so nennt man die Abartung Varietät. Der gemeinen Meinung, nach welcher »Kinder (von unserer Klasse der Weißen) die Kennzeichen, die zur Varietät gehören (als Statur, Gesichtsbildung, Hautfarbe), selbst manche Gebrechen (innere sowohl als äußere) von ihren Eltern auf die Halbscheid vererben sollen (wie man sagt: das hat das Kind vom Vater, das hat es von der Mutter)«, glaubt Kant nicht beitreten zu können. Sie arten, wenngleich nicht Vater und Mutter nach, doch entweder in des einen oder der andern Familie unvermischt ein[1]).

Wenn endlich die Abartung mit andern zwar halbschlächtig erzeugt, aber durch die Verpflanzung nach und nach erlischt, so heißt sie ein besonderer Schlag (varietas nativa). Er entsteht durch Klima und Nahrung in verschiedenen Landstrichen und verschwindet in einem anderen Klima und bei anderer Nahrung in der Regel nach wenigen Zeugungen. Es kann jedoch durch Ehen, die immer in denselben Familien verbleiben, etwas Charakteristisches so tief in die Zeugungskraft einwurzeln, daß der so entstehende »Familienschlag« beinahe zur Spielart wird und sich wie diese zu erhalten scheint, wie man es z. B. an dem alten Adel von Venedig bemerkt haben will[2]).

So ist der Begriff der Rasse den übrigen Abartungen gegenüber deutlich abgegrenzt. Rasse ist »der Klassenunterschied der Tiere eines und desselben Stammes, sofern er unausbleiblich erblich ist«.

Von grundlegender Bedeutung ist aber besonders die damit gegebene Abgrenzung des Rassenbegriffs zwei vieldeutigen Begriffen gegenüber, dem der »Art« (oder Gattung) und dem

1) VI, 367.
2) VI, 317, vgl. auch Girtanner, a. a. O., S. 8.

der »Varietät«. Eigenschaften, die der Gattung selbst wesentlich angehören, mithin allen Menschen als solchen gemein sind, sind zwar unausbleiblich erblich; aber weil darin kein Unterschied der Menschen liegt, so wird auf sie in der Einteilung der Rassen keine Rücksicht genommen. Die innerhalb der Gattung oder Art sich findenden Erbeigentümlichkeiten aber sind entweder notwendig erblich oder nicht. Im ersteren Fall sind sie Rassen, im zweiten Varietäten[1]). Der Spezies gegenüber unterscheidet sich also die Rasse durch das Merkmal des gemeinschaftlichen Stammes, der Varietät gegenüber durch das Merkmal der unausbleiblichen Erblichkeit.

3. Die logische Systematik und die Klassifikation nach Lebensfunktionen.

So schafft also Kant einen Rassenbegriff, der aller bloßen Vergleichung der Formähnlichkeit der Lebewesen, und aller darauf gegründeten bloß logisch-systematischen Über- und Unterordnung gegenüber das Moment der Lebensfunktionen als Hauptmerkmal zur Geltung bringt. Zur Rasse gehört, was in einem und demselben Zeugungssystem der Natur vereinigt ist, und Rassenunterschiede begründet nur die unausbleiblich sich fortpflanzende Erbeigentümlichkeit. Schon die »Varietät« berechtigt zu keiner Klasseneinteilung, da sie sich nicht unausbleiblich fortpflanzt. Sie ist nicht »klassifisch«, da eine Gestalt, die in der Fortpflanzung nur bisweilen den Charakter der nächsten Eltern, und zwar meistens nur einseitig (Vater oder Mutter nachartend), reproduziert, kein Merkmal ist, daran man die Abstammung von beiden Eltern (z. B. den Unterschied der Blonden und Brünetten) kennen kann.

1) VI, 346, 365. Es ist also ganz unrichtig, wenn Chamberlain a. a. O., S. 15 die Bezeichnung der Rasse als Varietät Kant zuschreibt.

Dagegen berechtigt die Rasse zwar zur Klasseneinteilung, aber sie ist nicht »spezifisch«, sie bildet keine besondere Spezies, weil das Zusammenschmelzen der Charaktere ihrer Unterscheidung es wenigstens nicht als unmöglich erscheinen läßt, ihre angeerbte Verschiedenheit auch in ihrem Stamm uranfänglich, als in bloßen Anlagen vereinigt und nur in der Fortpflanzung allmählich entwickelt und geschieden anzusehen. Es verrät sich in dieser bewußten Abgrenzung der aus der lebendigen Wirklichkeit gewonnenen Maßstäbe gegenüber den leeren logischen Formen ein Grundzug des Kantischen Denkens, der für seine Entwicklung von großer Bedeutung war. Wie er schon in seinen frühesten Schriften zeigt, daß der Gegensatz zweier Bewegungsrichtungen etwas anderes ist, als ein logischer Widerspruch, oder daß sich aus bloßen logischen Formeln keine wirkliche Erkenntnis herausholen läßt, so tritt er hier dafür ein, daß eine Klassifikation im Sinne einer »Naturgeschichte«, als einer »abgesonderten Wissenschaft, die wohl nach und nach von Meinungen zu Einsichten fortrücken könnte«[1]), sich nicht auf eine bloße logische Systematik, sondern auf die wirklichen Lebensfunktionen und ihre Wirkungen zu gründen hat.

4. Verhältnis zu neueren Theorien.

In der Folgezeit wurde der von Kant so scharf herausgehobene Unterschied vielfach wieder verwischt, und die große Verwirrung, welche entstand, wenn Begriffe, wie die der Gattung, Art, Varietät, Subvarietät usw. zu dem der Rasse in Beziehung gesetzt werden sollten, rührte hauptsächlich daher, daß willkürlich an bestimmten Stellen dieser Stufenleiter logisch-systematischer Klassenbegriffe der Begriff der Rasse eingefügt wurde, der viel tiefer in das Leben selbst hineinreichte, der Grund-

1) VI, 332.

funktionen des tierischen Lebens als Merkmale umschloß. Es ergab sich dann eine Hierarchie höherer und niederer Begriffe, wie sie z. B. neuestens J. Kollmann aufstellt: 1. Spezies = Art (das homo sapiens), 2. gliedert sich die Art in Rassen als Abkömmlinge der Spezies, 3. die Varietäten, die aus der Rasse hervorgegangen sind, 4. Typen oder Formen: die direkten Deszendenten der Varietäten[1]). Die Einfügung der Rasse in diese Stufenordnung ist nur dann nicht willkürlich, wenn zugleich die biologischen Merkmale der Rasse mit dem Einteilungsgrund der ganzen systematischen Gliederung zusammenstimmen. Beruht die Einteilung bloß auf einer Vergleichung von Formähnlichkeiten, so ist für die Einordnung des inhaltsreicheren Rassenbegriffs kein sicherer Anhaltspunkt vorhanden.

Darwins geniale Anwendung des Entwicklungsprinzips hat auch der Rasse ihre Stelle im einheitlichen Entwicklungssystem der Natur angewiesen, wenn auch nach seiner Auffassung für die Erklärung der Menschenrassen, die er am besten als »Unterarten« bezeichnen möchte, weder die direkte Wirkung der Lebensbedingungen, noch Wirkungen fortgesetzten Gebrauchs der Teile, noch das Prinzip der Wechselbeziehung (z. B. der Farbe der Haut und des Haares) ausreicht und nur die, übrigens nach seiner Meinung selbst nicht völlig zureichende, geschlechtliche Zuchtwahl übrig bleibt[2]). Seitdem ist für den Rassenforscher neben dem kulturhistorischen, besonders dem sprachlichen Gesichtspunkt die Berücksichtigung der Lebensfunktionen selbstverständlich geworden. Man versteht dann etwa unter Rasse einen Inbegriff körperlicher Charakterzüge,

1) J. Kollmann, Die Rassenanatomie der Hand und die Persistenz der Rassenmerkmale. Archiv für Anthrop., herausgeg. von Joh. Ranke, 1903, Bd. 28, S. 91 ff.

2) Darwin, Die Abstammung des Menschen, übers. von Haek, Reklam. I, S. 262 ff. und 296 ff.

einst in einer wirklichen Einheit von Individuen gegeben, jetzt in Fragmente von wechselndem Bestand unter verschiedene Völkergruppen verteilt, deren Unterschiede das Resultat eines im Individuum sich abspielenden beständigen Kampfes zweier Faktoren sind, der Variabilität und der Erblichkeit, und die sich an den Individuen teils in der anatomischen Struktur, teils in den physiologischen Funktionen äußern[1]); oder man faßt entschlossen die Rasse als »dauernde, sich erhaltende und entwickelnde Lebenseinheit«[2]), in welcher eine Vielheit von abstammungsverwandten Individuen mit gemeinsamen morphologischen und physiologischen Merkmalen zusammengefaßt ist. Die weitere Erforschung dieser Faktoren mag an so manchen Punkten die von Kant gemachten naturwissenschaftlichen Voraussetzungen umstoßen, für die Bestimmung des Begriffs aber hat er bereits die Grundlinien des Programms entworfen, in dessen Ausführung die neuere Naturwissenschaft ihre Aufgabe sieht.

IV. Die Entstehung der verschiedenen Rassen.

Nach Kant ist die unausbleibliche Anartung beiderseitiger Eigentümlichkeiten der Eltern der »einzig wahre und zugleich hinreichende Probierstein der Verschiedenheit der Rassen«.

Welche Rassen ergeben sich nun nach diesem leitenden Prinzip und wie sind sie entstanden?

1. Die Bedingungen der Abartung.

Kant zählt vier Rassen: 1. die Rasse der Weißen, 2. die Negerrasse, 3. die hunnische (mongolische oder kalmückische)

1) J. Deniker, The Races of Man, London 1900, S. 8 f.
2) A. Ploetz, a. a. O., S. 7 ff.

Rasse, 4. die hinduische oder hindostanische Rasse [1]). Woher rühren diese Verschiedenheiten? Äußere Dinge, wie Luft, Sonne, Nahrung können wohl Gelegenheits- aber nicht hervorbringende Ursachen von demjenigen sein, was notwendig anerbt und nachartet. »So wenig als der Zufall oder physisch-mechanische Ursachen einen organischen Körper hervorbringen können, so wenig werden sie zu seiner Zeugungskraft etwas hinzusetzen, d. i. etwas bewirken, das sich selbst fortpflanzt, wenn es eine besondere Gestalt oder Verhältnis der Teile ist« [2]). Luft, Sonne und Nahrung können einen tierischen Körper zwar in seinem Wachstum modifizieren, sind aber nicht im stande, diese Veränderung zugleich mit einer zeugenden Kraft zu versehen, die vermögend wäre, sich selbst, auch ohne diese Ursache, wieder hervorzubringen und die künftige Entwicklung unter Ausschluß von Ausartungen vorher zu bestimmen.

Nun heißen die in der Natur eines organischen Körpers (Gewächses oder Tieres) liegenden Gründe einer bestimmten Entwicklung, wenn diese Entwicklung besondere Teile betrifft, Keime. Handelt es sich aber nur um die Größe oder das Verhältnis der Teile untereinander, so nennt man sie natürliche Anlagen [3]). Da der Mensch für alle Klimate und für jede Beschaffenheit des Bodens bestimmt war, so mußten in ihm mancherlei Keime und natürliche Anlagen bereit liegen, um gelegentlich, je nach Bedürfnis, damit der Mensch »seinem Platze in der Welt angemessen würde«, entweder entwickelt oder zurückgehalten zu werden. Durch die verschiedenartige Entwicklung dieser Keime und natürlichen Anlagen unter dem Einflusse äußerer Ursachen entstehen dann die verschiedenen Abartungen. Unter diesen Ursachen scheinen Luft und Sonne diejenigen zu sein, welche auf die Zeugungskraft am meisten

1) Die Einzelheiten dieser Unterscheidung sind von geringerer Bedeutung.
2) VI, 322. 3) VI, 321.

einwirken und eine dauerhafte Entwicklung der Keime und Anlagen hervorbringen, d. h. also eine Rasse gründen können, während die besondere Nahrung nur einen besonderen »Menschenschlag« hervorbringen kann, dessen unterscheidender Charakter bei Verpflanzungen in andere Erdstriche bald wieder erlischt. Denn was auf die Zeugungskraft eine bleibende Wirkung üben soll, muß die Quelle des Lebens, d. h. die ersten Prinzipien seiner tierischen Einrichtung und Bewegung, nicht bloß die Erhaltung desselben, affizieren.

Die Unterschiede des Klimas, d. h. der Luft und Sonne, lassen sich im wesentlichen auf vier Hauptgegensätze, diejenigen der trockenen und feuchten Kälte, und der trockenen und feuchten Hitze zurückführen. Diese verschiedenen Klimate bringen die Rassen hervor, indem sie die in die organischen Körper gelegten und vorgebildeten Keime und natürlichen Anlagen entwickeln, ausbilden und die entgegengesetzten Keime ersticken. Man kann daher in gewissem Sinne sagen, das Klima bilde die Rassen, wenn man nämlich mit diesem Ausdrucke das Klima nicht als die einzige wirkende Ursache, sondern als die Gelegenheitsursache für die Entstehung der Rassen bezeichnen will. Es schafft nicht selbst die Rassen, sondern bestimmt nur die Richtung des in der Anlage gegebenen Bildungstriebes. Hat aber einmal dieser Bildungstrieb während eines längeren Aufenthaltes unter demselben Himmelsstrich bei einer Rasse eine bestimmte Richtung angenommen, so behält er diese Richtung selbst unter entgegengesetztem Klima bei. Nur die Stammbildung kann also in eine Rasse abarten. Hat aber diese einmal Wurzel gefaßt, so widersteht sie aller Umformung darum, weil der Charakter der Rasse einmal in der Zeugungskraft überwiegend geworden ist [1]).

1) VI, 331, vgl. auch Girtanner, a. a. O., S. 171 f.

Unter der Einwirkung der trockenen Kälte der Eiszone bedarf der Mensch einer größeren Blutwärme, mithin eines schnelleren Pulsschlags. Er wird also nach und nach in eine kleinere Statur ausarten, weil bei dieser, wenn die Kraft des Herzens dieselbe bleibt, der Blutumlauf in kürzerer Zeit geschieht, die Blutwärme also größer sein kann. Wenn aber ein nördliches Volk lange Zeitläufte hindurch unter diesen Einflüssen steht, so müssen sich mit ihm noch größere Veränderungen zutragen. Alle Entwicklung, die hier nur Verschwendung wäre, muß in diesem austrocknenden Himmelsstriche nach und nach gehemmt werden, die Keime des Haarwuchses werden mit der Zeit unterdrückt, die hervorragenden Teile des Gesichts werden flacher, die Augen schützen sich durch eine wulstige Erhöhung und durch blinzelndes Zusammenziehen gegen Kälte und Schneelicht, und so entspringt nach und nach das bartlose Kinn, die geplätschte Nase, dünne Lippen, blinzende Augen, das flache Gesicht, mit einem Worte die Kalmückische Gesichtsbildung, die sich dann, wenn einmal entstanden, auch bei einer Verpflanzung in mildere Himmelsstriche erhält. Die feuchte Hitze des warmen Klimas mußte entgegengesetzte Wirkungen, das gerade Widerspiel der kalmückischen Bildung hervorrufen. Das heiße und feuchte Klima begünstigt den Wuchs der schwammichten Teile des Körpers, die zu starke Ausdünstung muß gemäßigt, die schädliche Einsaugung der faulichten Flüssigkeiten der Luft muß verhütet werden. So entstehen die dicke Stülpnase und die Wulstlippen, der Überfluß der Eisenteilchen im Blut, die durch das Oberhäutchen durchscheinende Schwärze, das Öl der Haut, das den Kopf bedeckende wollige Haar der Negerrasse. In entsprechender Weise sind die beiden anderen Rassen zu erklären[1]).

1) Vgl. hierzu K. Fischer, Immanuel Kant und seine Lehre. 4. Aufl. 1899, III, S. 230 f.

2. Die Stammgattung und ihre Modifikationen.

Da diese Rassen Abkömmlinge desselben Stammes sein sollen, so muß eine menschliche Stammgattung vorausgesetzt werden, die entweder als erloschen anzusehen ist, oder mit irgend einer der vorhandenen muß verglichen werden können. Man kann allerdings nicht hoffen, diese ursprüngliche menschliche Gestalt jetzt irgendwo unverändert anzutreffen, da sie bei dem »Hange der Natur, dem Boden allerwärts in langen Zeugungen anzuarten«, überall bereits mit Lokalmodifikationen behaftet ist. Es läßt sich jedoch mit Wahrscheinlichkeit vermuten, daß diese Ähnlichkeit mit dem Urstamm nicht in einem der klimatischen Extreme, sondern in einem mittleren Klima zu suchen sei, in welchem die glücklichste Mischung der Einflüsse der kälteren und heißeren Gegenden und tatsächlich auch der größte Reichtum an Erdgeschöpfen angetroffen wird. Von hier aus, besonders in dem Erdstrich vom 31. bis zum 32. Grade der alten Welt, war der Mensch zu allen Verpflanzungen gleichgut zubereitet und mußte am wenigsten von seiner Urbildung abgewichen sein, und zwar scheinen es die Weißen von brünetter Farbe zu sein, deren Gestalt wir als die der Stammgattung nächste anzunehmen haben und von welcher aus dann folgende Abartungen unter dem Einfluß der Naturursachen sich abzweigten:

I. Rasse, Hochblonde (Nördl. Eur.), von feuchter Kälte.

II. Rasse, Kupferrote (Amerika), von trockener Kälte.

III. Rasse, Schwarze (Senegambia), von feuchter Hitze.

IV. Rasse, Olivengelbe (Indianer), von trockener Hitze.

Diese Einteilung nach der Hautfarbe ist darin begründet, daß unter den verschiedenen Himmelsstrichen, wo das Geschöpf durch Luft und Sonne sehr verschieden affiziert wird, die Absonderung durch Ausdünstung das wichtigste Stück der

Vorsorge der Natur sein muß[1]) und die Haut das Organ jener Absonderung darstellt. Sie stimmt im wesentlichen mit der zuerst gegebenen Einteilung in 4 Grundrassen überein. Kleinere Abweichungen rühren daher, daß eine Rasse in ihrem Klima noch nicht lange genug gewohnt hat, um den Charakter der Rasse desselben völlig anzunehmen.

Das Wesentliche dieser in ihren Einzelheiten von dem unvollkommenen Stande der damaligen Naturwissenschaft abhängigen Theorie, die übrigens Kant selbst im Verhältnis zur Begriffsbestimmung der Rasse als »Nebenwerk« bezeichnet[2]), liegt in der Annahme, daß in den Keimen eines einzigen ursprünglichen Stammes der Menschengattung die Anlagen zu allen diesen charakteristischen Verschiedenheiten haben liegen müssen, damit eine allmähliche Bevölkerung der verschiedenen Weltstriche durch den Menschen möglich war. In ihm waren die zur Erhaltung der Art notwendigen Anlagen so vereinigt, daß unter dem Einfluß des Klimas die jetzt vorhandenen Rassenunterschiede sich daraus entwickeln mußten. Diese Entwicklung begann in der ältesten Zeit und es bedurfte einer langandauernden Einwirkung der klimatischen Einflüsse, um die für eine bestimmte Erdgegend in der menschlichen Organisation befindlichen, sie einem solchen Klima angemessen machenden Keime zur vollen Entfaltung zu bringen[3]). Sind diese Anlagen aber einmal zur Herrschaft gelangt, so löschen sie alle übrigen gänzlich aus und erhalten sich auch unter anderen klimatischen Bedingungen.

3. Die Auseinandersetzung mit Forster.

Zu einigen Ergänzungen seiner Rassentheorie wurde Kant durch den schon erwähnten Aufsatz Forsters veranlaßt. Neben

1) VI, S. 338. 2) VI, S. 335. 3) VI, S. 375; 353, 348.

dem bereits besprochenen grundsätzlichen Bedenken gegen eine dem Suchen und Beobachten selbst vorangehende Festsetzung eines leitenden Prinzips sind es drei Haupteinwände, welche Forster erhebt:

Erstens stimmt er zwar mit Kant darin überein, daß er gewisse erbliche Eigentümlichkeiten unter den verschiedenen Menschengestalten groß genug findet, um sie nicht für bloßes Naturspiel und Wirkung zufälliger Eindrücke zu halten, sondern dazu ursprünglich dem Stamme einverleibte Anlagen fordert, will aber nur die Eigentümlichkeiten der Neger neben den »übrigen Menschen«, deren Gesamtheit ebenfalls zu einer ursprünglichen Klasse zusammengefaßt wird, als ursprünglich eingepflanzt gelten lassen. Kant betont demgegenüber die unausbleibliche Erblichkeit und die Erhaltung auch der übrigen von ihm angenommenen Rassen bei der Verpflanzung in ein anderes Klima, deren eigentümlicher Charakter daher aus der Anartung an das Klima nicht zu erklären sei, und sieht ein entscheidendes Beispiel dafür in den Zigeunern, die obwohl seit einigen Jahrhunderten in unsere nordischen Länder verpflanzt, doch ihre »Indische Hautfarbe« hartnäckig erhalten haben[1]).

Zweitens hält Forster im Gegensatz zu der einen Stammgattung Kants zur Erklärung der Rassenverschiedenheiten zwei ursprüngliche Stämme für nötig; worin Kant »keine so große Zwistigkeit« sieht, wenn man bedenke, daß der physische erste Ursprung organischer Wesen überhaupt der Menschenvernunft unergründlich bleibe. Übrigens schaffe das System der gleich anfangs getrennten und in zweierlei Stämme isolierten, nachher aber doch wieder zusammenschmelzenden Keime keineswegs eine größere Erleichterung für die Begreiflichkeit der Rassen

1) »Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie«, 1788, VI, S. 369, 373 f.

durch die Vernunft, als die Annahme der einem und demselben Stamme ursprünglich eingepflanzten, verschieden sich entwickelnden Keime. Vielmehr führe die letztere Hypothese noch den Vorzug der Ersparnis verschiedener Lokalschöpfungen mit sich[1]. Außerdem liege eine wichtige Bestätigung der Ableitung der unausbleiblich erblichen Verschiedenheiten »durch Entwicklung ursprünglich und zweckmäßig in einem Menschenstamme für die Erhaltung der Art zusammen befindlicher Anlagen« darin, daß die daraus entwickelten Rassen nicht sporadisch, d. h. in allen Weltteilen unter demselben Klima auf gleiche Art, sondern zykladisch, d. h. in vereinigten Haufen innerhalb der Grenzlinie eines Landes verbreitet sich finden. Wäre das Klima die ausschließliche Ursache des Rassenunterschiedes, so müßten sich unter demselben Klima in verschiedenen Weltteilen dieselben Rassen finden, was der tatsächlichen Beobachtung nicht entspricht[2].

Der dritte Einwand Forsters gegen Kants Rassentheorie ist von grundsätzlicher Bedeutung und ist gegen seine Anwendung des Zweckgedankens auf die Entstehung der Rassen, wie der Organismen überhaupt gerichtet.

V. Der Zweckgedanke in seinem Verhältnis zur Rassentheorie und zur Naturwissenschaft überhaupt.

In seiner Untersuchung des Ursprungs der Rassen wird Kant auf die Annahme einer Stammgattung geführt, die in zweckmäßiger Weise so angelegt ist, daß ihre Abkömmlinge sich allen Klimaten anpassen können, um die Erhaltung der Gattung bei der Verbreitung der Menschen über die Erdoberfläche zu sichern.

1) VI, S. 370. 2) VI, S. 379 f., vgl. K. Fischer, a. a. O., S. 233.

1. Die »organisierten Wesen« als Naturzwecke im Gegensatz zur bloß mechanisch wirkenden Natur.

Es liegt im Wesen des Organismus überhaupt, daß er aus der bloß mechanisch wirkenden Natur nicht zu begreifen ist. Er ist ohne die Idee von einem »Naturzwecke«, ohne die teleologische »Betrachtungsweise« nicht zu verstehen. Die über die unorganischen Gebilde sich erhebende innere Zweckmäßigkeit z. B. eines Baumes zeigt sich erstens darin, daß er einen anderen Baum, also sich selbst der Gattung nach erzeugt, und so in gewissem Sinn einerseits Ursache, andererseits Wirkung von sich selbst ist; zweitens darin, daß er sich selbst auch als Individuum erzeugt, sofern er nämlich im Wachstum in einer von jeder anderen Größenzunahme nach mechanischen Gesetzen völlig unterschiedene Weise, die Materie, die er zu sich hinzusetzt und die ihren Bestandteilen nach allerdings von der Natur außer ihm stammt, vorher zu einer spezifisch-eigentümlichen Qualität verarbeitet, die der Naturmechanismus außer ihr nicht liefern kann; drittens darin, daß die Erhaltung des einen Teils derselben von der Erhaltung des andern wechselsweise abhängt und so die gegenseitig sich erzeugenden Teile nach ihrem Dasein überhaupt wie nach ihrer Form durch das Ganze bedingt sind[1]).

Organisierte Wesen sind daher Dinge als Naturzwecke und zu ihrem Verständnis sind »teleologische Prinzipien« nicht zu entbehren.

Dieser Kantischen Betrachtungsweise nach Zwecken stellt Forster seine rein physisch-mechanische Erklärungsart der Pflanzen und Tiere mit besonderer Beziehung auf den Ursprung der Rassen gegenüber. An die Stelle des Zweckgedankens tritt die generatio aequivoca, die Kant durch

1) Kritik der Urteilskraft, IV, S. 253 f.

folgende aus Forsters Abhandlung zusammengestellte Sätze vertreten sein läßt: »Die kreisende Erde, welche Tiere und Pflanzen, ohne Zeugung von ihres Gleichen, aus ihrem weichen, vom Meeresschlamme befruchteten Mutterschoße entspringen ließ, die darauf gegründeten Lokalzeugungen organischer Gattungen, da Afrika seine Menschen (die Neger), Asien die Seinigen (alle übrigen) hervorbrachte, die davon abgeleitete Verwandtschaft aller in einer unmerklichen Abstufung vom Menschen zum Walfische, und so weiter hinab (vermutlich bis zu Moosen und Flechten, nicht bloß im Vergleichungssystem, sondern im Erziehungssystem aus gemeinschaftlichem Stamme) gehenden Naturkette organischer Wesen«[1]).

2. Die Zweckbetrachtung als »bloße Beurteilungsart«.

Wenn Kant dieser Theorie das Prinzip der Zweckmäßigkeit der Organismen entgegenstellt, so liegt der Gedanke nahe, er habe damit einem Versuch entgegentreten wollen, die mechanische Naturerklärung zu weit zu treiben. Man denkt sich zwei Gebiete der Wirklichkeit, in deren einem die physisch-mechanische und in deren anderem die teleologische Betrachtungsweise herrschen soll. Kant hätte dann die Übergriffe der physisch-mechanischen Erklärungsweise in ein ihr fremdes Gebiet zurückgewiesen. Der Sachverhalt ist ein wesentlich anderer. Wir werden sehen, daß es sich nicht eigentlich um zwei Gebiete des Wirklichen, sondern um zweierlei Betrachtungsweise derselben Dinge handelt.

Kant tadelt Forster nicht etwa wegen einer unberechtigten Ausdehnung der mechanischen Erklärungsweise, sondern weil er in seiner Erklärung der Rassen, wie der Tiere und Pflanzen überhaupt Metaphysik treibe. Indem er eine Antwort auf

1) VI, S. 383 f.

die Frage geben will, wie das Organische überhaupt entstanden ist, muß er in die Natur »Grundkräfte« zur Erzeugung desselben hineinlegen, über welche die Erfahrung uns nirgends belehren kann. Er geht damit über die Erfahrung hinaus. Der Naturforscher wird zum Metaphysiker. Von einer Grundkraft können wir ja nur insoweit einen Begriff haben, als wir sie als Ursache zu bekannten Wirkungen voraussetzen. Die bekannten Wirkungen sind hier die organischen Wesen, in unserem besonderen Fall die Rassen. Nun ist aber der Begriff eines organischen Wesens der, daß es »ein materielles Wesen sei, welches nur durch die Beziehung alles dessen, was in ihm enthalten ist, auf einander als Zweck und Mittel möglich ist« (wie denn auch tatsächlich »jeder Anatomiker als Physiolog von diesem Begriffe ausgeht«). Es müßte also eine Grundkraft, durch die eine Organisation gewirkt würde, als eine nach Zwecken wirkende Ursache gedacht werden. Nun kennen wir aber innerhalb unserer Erfahrung solche zwecktätige Kräfte nur in uns selbst, in unserem Verstand und Willen, durch welche gewisse ganz nach Zwecken eingerichtete Produkte hervorgebracht werden. Wollten wir uns irgend eine andere besondere Grundkraft zwecktätiger Art erdenken, von der uns die Erfahrung kein Beispiel gibt, so wäre dieser Gedanke völlig erdichtet und leer, d. h. ohne jede Gewähr dafür, daß ihm überhaupt irgend ein Gegenstand entsprechen könnte. Die Ursache organisierter Wesen mag also in der Welt oder außerhalb derselben anzutreffen sein, in jedem Falle müßten wir entweder aller Bestimmung ihrer Ursache entsagen, oder, falls wir nicht eine Grundkraft erdichten wollen, uns ein intelligentes Wesen dazu denken.

Dieses »Dazudenken« kann aber niemals eine wirkliche Erkenntnis sein. In unserer Erforschung der organischen Natur leiten wir zwar alle Organisation von organischen Wesen

ab, diese wieder von ursprünglicheren Organisationen, die wir zuletzt auf ursprüngliche Anlagen ihres Stammes zurückführen. So wies die Untersuchung der Menschenrassen zuletzt auf eine Stammgattung mit ursprünglichen Anlagen, aus der sie in allmählicher Entwicklung unter dem Einfluß des Klimas entstanden sind. Wie dieser Stamm selbst entstanden sei, diese Aufgabe liegt gänzlich über die Grenzen aller dem Menschen möglichen »Physik« hinaus[1]). Indem wir in denselben zwecktätige Kräfte hineinverlegen, wenden wir eine ganz andere Betrachtungsweise an. Wir können ja niemals einem leblosen Stoffe absichtliche Zweckmäßigkeit in Wirklichkeit zuschreiben, die nur als innere Eigenschaft intelligenter Wesen uns aus der Erfahrung bekannt ist. Und doch sehen wir uns genötigt, die Natur so anzusehen, als ob in ihr ein System der Zwecke herrschend wäre. Es ist also nur ein Bedürfnis unserer Vernunft, eine subjektive Notwendigkeit unseres Denkens, welche in dieser neben die bloß theoretische tretenden »teleologischen Beurteilungsart« der Dinge sich äußert, und die nicht dazu ausreicht, Gegenstände zu erkennen, sondern nur über Gegenstände zu »reflektieren« oder — wie Kant sich ausdrückt —, die nicht eine Funktion der »bestimmenden«, sondern der »reflektierenden Urteilskraft« ist[2]). Diese Betrachtungsweise ist aber nicht etwa eine willkürliche Erfindung unserer Vernunft, sondern wurzelt tief in den letzten Zusammenhängen, zu denen uns die Selbstbesinnung über unser eigenes Wesen führt. In der Natur für sich allein würde unsere Zweckbetrachtung nirgends ein letztes Glied finden. Die letzten Zwecke sind die sittlichen Zwecke, die ihre Verwirklichung in der Natur finden sollen. Das Reich der Natur wird im Lichte dieser höheren Betrachtung dem Reiche der Freiheit untergeordnet, und

1) VI, S. 383.
2) Kritik der Urteilskraft, § 67.

jene teleologische Betrachtungsweise, welche Kant in seinen Abhandlungen über »den Gebrauch der teleologischen Prinzipien in der Philosophie« gegen Forster verteidigte und der er zwei Jahre nachher (1790) in seiner Kritik der Urteilskraft eine so glänzende Ausführung gab, findet ihre letzte Rechtfertigung darin, daß sie eine Brücke schlägt von der sinnlichen zur sittlichen Welt.

3. Das Recht der mechanischen Naturerklärung.

Dadurch will aber Kant keineswegs die mechanische Erklärung der Natur einschränken. Wie aus der einmal angenommenen Stammgattung mit ihren ursprünglichen Anlagen unter dem Einfluß physischer Ursachen die Rassen sich entwickeln, so besteht die physisch-mechanische Erklärung überall neben einer teleologischen Betrachtung zu Recht. Ja der Zweckgedanke selbst kann dazu dienen, Erkenntnisse von Naturgesetzen aufzufinden, welche auf physisch-mechanischem Wege nicht gefunden werden konnten, und die dann, wenn einmal gefunden, in das physische System der Welterklärung eingereiht werden können. Stets aber gilt das Prinzip: »alle Produkte und Ereignisse der Natur, selbst die zweckmäßigsten, so weit mechanisch zu erklären, als es immer in unserem Vermögen steht«[1]).

4. Mechanismus und Teleologie.

Es bedarf nur noch weniger Worte, um deutlich zu machen, wie hier die in Kants Rassentheorie durchgeführte Betrachtungsweise in eine Gesamtanschauung ausmündet, die eine befriedigende Lösung des alten Streites zwischen mechanischer und

1) Kritik der Urteilskraft, § 77, IV, S. 309.

teleologischer Weltauffassung verspricht. Wir haben die mechanische Erklärungsart so weit zu treiben, als wir irgend können — wir können ja a priori nicht wissen, wie weit sie geht[1]. So steht es auch einem künftigen »Archäologen der Natur« frei, aus den übriggebliebenen Spuren ihrer ältesten Revolutionen nach allen ihm bekannten mechanischen Gesetzen die große Familie der Naturgeschöpfe »in stufenmäßiger Annäherung einer Tiergattung zu der andern« von einer »gemeinschaftlichen Urmutter« abzuleiten. Aber er entgeht damit doch nicht der Zweckbetrachtung, denn er muß gleichwohl dieser »allgemeinen Mutter« eine auf alle diese Geschöpfe zweckmäßig angelegte Organisation beilegen, da sonst die Zweckform der Produkte des Tier- und Pflanzenreichs ihrer Möglichkeit nach gar nicht zu denken ist. Der teleologische Erklärungsgrund ist damit nur weiter zurückgeschoben[2].

Das Leben ist für Kant der »Grenzbegriff der mechanischen Naturerklärung«[3]. Weiterzugehen, auch das organisierte Wesen aus der vorher unorganisierten Materie abzuleiten, die Hypothese einer generatio aequivoca erscheint ihm als völlig ungereimt. Rein grundsätzlich betrachtet ist jedoch nicht einzusehen, weshalb die »größtmögliche Kühnheit« der mechanischen Erklärung, die Kant fordert, hier Halt machen soll. Würde es gelingen, organische Wesen auf mechanischem Wege hervorzubringen, so wäre auch diese Grenze überschritten, und ob dies möglich ist, darüber entscheiden nicht Prinzipien, sondern die Erfahrung. Daß wir nicht sagen können: »Gebt mir Materie, ich will euch zeigen, wie eine Raupe erzeugt werden könne«, rührt nach Kant selbst von der »Unwissenheit der

1) a. a. O., IV, S. 308.

2) Kritik der Urteilskraft, § 79, IV, S. 313 f.

3) Windelband, Geschichte der neueren Philosophie, 2. Aufl., 1899, 2. Bd., S. 160.

wahren inneren Beschaffenheit des Objektes und der Verwickelung der in demselben vorhandenen Mannigfaltigkeit«[1]) her. Die Unkenntnis der wahren inneren Beschaffenheit eines Objektes oder die Verwickelung der in demselben vorhandenen Mannigfaltigkeit kann aber niemals eine unüberschreitbare Grenze der wissenschaftlichen Forschung begründen. Denn es ist ja gerade die Aufgabe der letzteren, in die Tiefe der Dinge zu dringen und die verwickelten Erscheinungen in einfachere aufzulösen. Auch bei der Maschine existieren die Teile um der anderen Teile und um des Ganzen willen. Wir erklären daher die Gestaltung und das Zusammenwirken der Teile aus dem Zwecke, dem die Maschine dient, z. B. bei der Uhr aus dem Zwecke, die Zeit anzuzeigen. Wir können aber ebensowohl die Entstehung der Uhr aus einer Reihe mechanischer Vorgänge von der Verfertigung der einfachsten Einzelteile bis zur Zusammensetzung des ganzen Werkes erklären.

Ein Ding als Naturprodukt, das durch Zwecke bestimmt ist, unterscheidet sich zwar nach Kant von der Uhr dadurch, daß in der letzteren wohl ein Teil das Werkzeug der Bewegung der anderen, aber nicht die wirkende Ursache der Hervorbringung der anderen Teile ist. Es bringt nicht ein Rad in der Uhr das andere, noch weniger eine Uhr andere Uhren hervor. Sie ersetzt auch nicht von selbst, wie dies in der organisierten Natur geschieht, die ihr entwandten Teile oder vergütet ihren Mangel in der ersten Bildung durch den Beitritt der übrigen, oder bessert sich von selbst aus, wenn sie in Unordnung geraten ist. Ein »organisiertes Wesen« ist also nicht bloß Maschine, denn die hat lediglich bewegende Kraft, sondern besitzt in sich bildende Kraft, und zwar eine solche, die sie den Materien mitteilt, welche sie nicht haben,

1) Allg. Naturgeschichte und Theorie des Himmels. VI, S. 54, vgl. oben.

also eine sich fortpflanzende bildende Kraft, welche durch das Bewegungsvermögen allein, d. h. auf mechanischem Wege, nicht erklärt werden kann. Dadurch wird bestätigt, daß die Organisation der Natur »nichts Analogisches hat mit irgend einer Kausalität, die wir kennen«[1]).

Ist damit die Unmöglichkeit einer mechanischen Erklärung des Organischen wirklich bewiesen? Ja, wenn wir unter mechanischer Erklärung eine Ableitung aus den bisher bekannten »bewegenden Kräften« verstehen[2]). Nein, wenn wir mit dem Kantischen Grundsatze wirklich Ernst machen, daß die mechanische Erklärung so weit als irgend möglich zu treiben sei. Nimmt man nicht im voraus an, daß ein organisches Wesen überhaupt nur als »System von Endursachen« gedacht werden könne, so wäre man auch nicht genötigt, wie Kant einwirft, eine neue Grundkraft zu erdichten, um die organische Welt zu erklären[3]). Eine physisch-mechanische Erklärung im weitesten Sinne des Wortes, eine »natürliche« Erklärung ohne Zuhilfenahme des Zweckbegriffs könnte an sich nicht als unmöglich bezeichnet werden. Auch der »Archäologe der Natur«, der es wagte, die jetzt vorhandenen Arten der Geschöpfe aus der Entwicklung von einer Urgattung abzuleiten, wäre nicht genötigt, hier mit seiner physisch-mechanischen Erklärung Halt zu machen, und sich damit zu begnügen, dieser »allgemeinen Mutter« alles Lebendigen eine auf alle diese Geschöpfe zweckmäßig gestellte Organisation beizulegen. Er könnte, grundsätzlich betrachtet, mit seiner physisch-mechanischen Erklärungsart beliebig weit fortfahren. Es entstünden dann zwei parallele Betrachtungsweisen, welche auf den

1) Kritik der Urteilskraft, IV, S. 258.

2) Vergl. hierzu die beachtenswerten Ausführungen von W. Ostwald, Biologie und Chemie, Annalen der Naturphilosophie, III, S. 306 ff. und die Kontroversen über den Neovitalismus.

3) Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien, VI, S. 386.

ganzen Weltprozeß ausgedehnt werden könnten, die Erklärung des Geschehens nach dem Schema von Ursache und Wirkung, und die Betrachtung desselben als Verwirklichung von Zwecken. Es käme dann im einzelnen Fall nur darauf an, ob wir von der Wirkung aus die Reihe aufwärts gehen, um sie als Zweck und die Ursachen als Mittel zu dessen Herbeiführung zu betrachten, oder von der Ursache aus, um von da abwärts die Reihe der Wirkungen zu verfolgen. Im Sinne Kants wäre nur die letztere eine eigentliche wissenschaftliche Erkenntnis der Objekte, die erstere eben nur eine »Betrachtungsweise«, »als ob« ein intelligentes Wesen die Dinge der Natur als Mittel zu Zwecken geordnet hätte. Auf Naturobjekte, wie die Organismen, welche einer vollständigen physisch-mechanischen Erklärung noch nicht zugänglich sind, könnte dann allerdings die Zweckbetrachtung als Hilfsmittel der rein theoretischen Erklärung, als »heuristisches Prinzip« angewandt werden, aber unter dem Vorbehalt, durch die mechanische Erklärung abgelöst zu werden, sobald die Bedingungen dafür gegeben sind.

Es kann kaum ein Zweifel darüber sein, daß dieser vollständige Parallelismus der mechanischen und der teleologischen Weltauffassung mehr in der Konsequenz der Kantischen Gedankenreihen liegt, als die Aussonderung einer besonderen Gruppe »materieller Wesen« aus der Gesamtheit des Seienden, nämlich der Organismen, welche ihrem Wesen nach ausschließlich der teleologischen Beurteilung zugänglich sein sollen [1]. Kants ganzes Denken geht nicht darauf aus, für bestimmte Objekte eine besondere Forschungsmethode oder Beurteilungsweise zu reservieren, so wenig er dem einen Menschen einen empirischen, dem andern einen intelligiblen Charakter zuschreibt, sondern zu zeigen, wie auf ein und dasselbe Objekt,

1) Schon die oben S. 42 geschilderte Polemik gegen Forster weist auf diese Konsequenz hin.

wie auf die Gesamtheit der Naturobjekte verschiedene Erklärungsarten Anwendung finden können. Dies muß auch für das Verhältnis der mechanischen Erklärung zur teleologischen Beurteilung gelten[1]). Innerhalb der Erfahrung der Erfahrungswissenschaft Grenzen zu setzen, ein »System von Endursachen« in der organisierten Natur anzunehmen, das den Zusammenhang der mechanischen Erklärung durchbricht, wäre dasselbe, als wenn der wollende und handelnde Mensch als Ding an sich, als intelligibler Charakter — ein Gedanke, den allerdings die Grundanschauung Kants ebenfalls nahelegt — aus seiner sittlichen Selbstbestimmung heraus innerhalb des erfahrungsmäßigen naturgesetzlichen Zusammenhangs der Erscheinungen einen Neuanfang setzte, der die geschlossene Reihe der Ursachen und Wirkungen durchbräche. Wie die Energie, mit welcher Kant die allseitige Gültigkeit beständiger Naturgesetze innerhalb der Erscheinungswelt fordert, Ausnahmen von dieser Bedingtheit aller Erscheinungen durch die Naturnotwendigkeit innerhalb der Erfahrungswelt ausschließt, so liegt in der Konsequenz seiner Forderung, die mechanische Erklärung möglichst weit zu treiben und in seiner Auffassung der Zweckbetrachtung als bloßer »Beurteilungsweise« eigentlich die Unmöglichkeit, an irgend einem Punkte der Erscheinungswelt, für eine bestimmte Gruppe von Naturdingen die vollständige mechanische Erklärung grundsätzlich auszuschließen und die teleologische Betrachtung Platz greifen zu lassen.

Wenden wir diesen Gesichtspunkt auf Kants Rassentheorie an, so würden uns jene ursprünglichen zweckmäßigen Anlagen eines ersten Menschenstamms für alle künftigen Abartungen, vermöge welcher der Mensch an alle Klimate sich anzupassen vermag, wodurch die Rassen sich bilden, nicht mehr

1) Darauf kommt auch § 77 (§ 76) der Kritik der Urteilskraft (Rosenkranz, IV, S. 302 ff.) trotz scheinbarer Gegenbemerkungen schließlich hinaus.

als ein Letztes erscheinen, bei welchem die Erklärung Halt zu machen hat, sondern als ein Komplex von Wirkungen, der selbst wieder seine nachweisbaren Ursachen hat. Die sich daraus ergebende vollständige Einreihung auch der Menschenrassen in den großen Kausalzusammenhang der Entstehung und Entwicklung des organischen Lebens läge völlig in der Linie des Verfahrens, das Kant selbst in seiner Erklärung der Verschiedenheit der Menschenrassen eingehalten hat. Eine Grenze fände diese — im weitesten Sinne des Wortes — mechanische Erklärung nur in der Grenze des Naturgeschehens selbst. Derselbe Verlauf des Weltprozesses ließe sich aber auch teleologisch betrachten und dementsprechend auch die Menschenrassen einreihen in einen großen Zusammenhang von Zwecken, die sich in der Menschheitsgeschichte verwirklichen. Nur dürfte diese teleologische Betrachtung, z. B. die Hervorhebung der weltgeschichtlichen Bestimmung der Germanen, nicht mit der physisch-mechanischen Ableitung vermischt werden.

Beide Betrachtungsweisen würden trotzdem nicht zusammenhangslos nebeneinander hergehen. Sie berühren sich in den letzten Fragen. Gehen wir in der mechanischen Erklärung weiter und weiter zurück, so führt uns unser Vernunftbedürfnis dazu, eine anfängliche Zusammenordnung der Elemente anzunehmen, aus welcher das Naturganze mit Einschluß des Organischen, aus welcher der Weltprozeß überhaupt sich entwickelt hat. Hier, an der Grenze des mechanischen Geschehens überhaupt, hat allerdings auch die mechanische Erklärung ein Ende und wir kommen im Sinne Kants zu dem Schlusse: Wenn wirkliche Naturerkenntnis, wenn ein sittliches Handeln in der gegebenen Welt möglich sein soll, — und die Annahme dieser Möglichkeit ist zuletzt eine Sache des Glaubens, nicht des Beweises — so muß es Zwecke geben, denen das mechanische

Geschehen dient[1]. Der Begriff der Anlage, der in Kants Auffassung des Organischen und besonders der Menschenrassen eine so bedeutsame Rolle spielt, wäre damit gleichsam auf das Universum projiziert, und hier allerdings hat er dann sein teleologisches Recht, indem die Anlage des Weltganzen auf ein Reich der Zwecke gedeutet wird.

Ist diese ganze von Kant ausgehende Fassung des Problems geeignet, zur prinzipiellen Schlichtung des Streites zwischen Kausalerklärung und Zweckbetrachtung den Weg zu bahnen, so finden wir die erste klassische Vertretung derselben in Kants Rassentheorie, die, wie sich uns gezeigt hat, nicht bloß ihrem sachlichen Inhalt nach auch heute, im Zeitalter der Rassenfragen und Rassenkämpfe, noch Beachtung verdient, sondern auch wegen ihrer grundsätzlichen Bedeutung für die Stellung der Philosophie zur Naturwissenschaft nicht leicht zu hoch eingeschätzt werden kann. Auch hier befreite Kant die Naturwissenschaft von dem Ballast metaphysischer Sätze und inhaltsleerer Logik, ohne höheren Rechten der menschlichen Vernunft etwas zu vergeben, und verband mit dem Scharfsinn des Zergliederers der »Erkenntnisvermögen« den Blick des Sehers, der die großen Errungenschaften des modernen naturwissenschaftlichen Denkens vorausahnte.

1) Der Kantische Satz, daß mit der Zurückführung der organischen Verschiedenheiten auf eine Stammgattung die teleologische Erklärung nur zurückgeschoben ist, bleibt dann mutatis mutandis bestehen, indem wir über diese erste Gattung, wie über das mechanische Geschehen selbst zu den letzten Bedingungen derselben zurückgehen.

Namenregister.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig